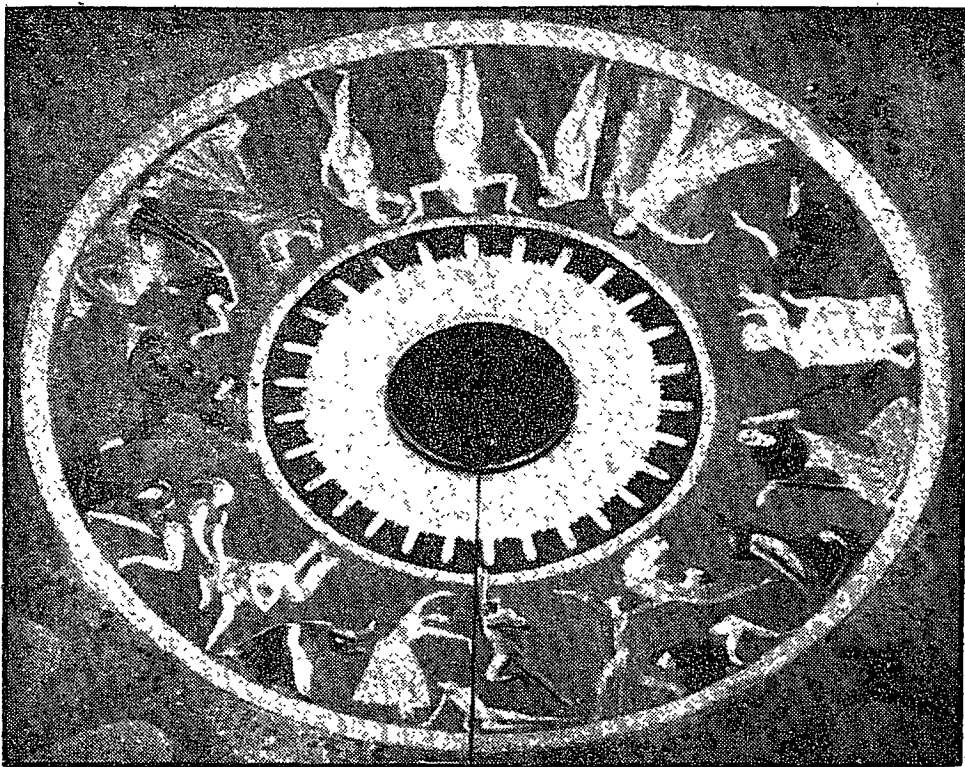




Expressionismus oben, von Professor Huber gemalt

waren gekommen und unter den Ehrengästen war auch Mrs. Clay, die Gattin des Generals.

„Ein Symbol des Wiederaufbaues“ nannte Dr. Newman, der Direktor der hessischen Militärregierung, den Theaterbau Ministerpräsident Stock wünschte, daß der Ruf der Bühne bald nicht nur über Hessens Grenzen hinweg, sondern auch weit hinaus ins Ausland dringen möge.

Als Wiesbadens Oberbürgermeister Redhammer sprach, wandten sich die Köpfe nach oben. „Dies neue Deckengemälde“, sagte er und wies dabei in die Höhe, „ist ein in seiner Art einzigartiges Kunstwerk, mit dessen Einfügung in die Architektur des übrigen Hauses der Münchener Professor Huber ein mutiges Wagnis beging“.

Der Oberbürgermeister sprach schon längst von etwas anderem, aber die Blicke der Wiesbadener und Nichtwiesbadener gingen noch lange zwischen dem von den Bomben verschont gebliebenen Pseudo-Barock-Durcheinander der Ränge und der farbigen Helle des neuen expressionistischen Deckengemäldes hin und her. Es sah ganz so aus, als habe man angestrengt zu überlegen, ob sich die beiden Stile miteinander vertrugen.

Den Herren der Presse hatte am Tage vorher Stadtbaurat Finsterwalder erklärt, daß die Schaffung dieses modernen Gemäldes in dem wilhelminischen Theater eine kulturhistorische Tat sei. Architekt Dörr hatte an Balthasar Neumann erinnert, der dem gotischen Dom in Würzburg die barocke Schönbornsche Kapelle angliederte, ohne daß Anlaß vorliege, an der Verschiedenheit der beiden Stile Anstoß zu nehmen.

Unter den Wiesbadenern aber bildeten sich angesichts des Deckengemäldes zwei Parteien. Die der Nein-Sager entpuppte sich bald als die stärkere.

Möglicherweise lag es nicht zuletzt an dieser Wirkung des Gemäldes, daß bei der feierlichen Eröffnung des Hessischen Staatstheaters eine festliche Atmosphäre nicht sonderlich hervortrat. Mozarts „Zauberflöte“ brachte es gerade noch auf fünf lieb- und leblose Vorhänge.

THEATER

Appellantin: Ida Wüst

Antrag abgelehnt

Meharban Singh Dhupia, Special Representative der Zeitung „The Khalsa“ in New Delhi, interessierte sich für die Entnazifizierung in Deutschland. Der Inder mit den schwarzmelierten glänzenden Locken unter dem malerisch geschlungenen gelben Turban ließ sich von Olof Starkenberg, dem Deutschland-Korrespondenten von „Expressen“ in Stockholm, in eine Verhandlung einführen.

Es war eine Verhandlung vor der Berliner Entnazifizierungskommission für Kunstschaffende. Appellantin: Ida Wüst.

Sie trug ein schwarzseidenes, hellgemustertes Kleid mit Spitzenkragen und Spitzenmanschetten, ein hutähnliches Gebilde mit roten Blüten und verwegenen Schleier auf dem blaßblondgefärbten Haar.

Mit „Grüß Gott“ begrüßte sie im Vorzimmer die Presseleute. Durch ihren Berater, Herrn Alfred Kriehn, ließ sie Exposés von fünf Schreibmaschinenseiten verteilen. Herr Kriehn hatte einen Koffer, vollgepfropft mit Akten, zu tragen. Eine besorgt blickende Krankenschwester mit Häubchen und Riechfläschchen und einige Verwandte gehörten noch zur Begleitung.

Parteigenossin war Ida Wüst nicht, aber Präsidentin der Künstler-Altershilfe mit einer Halbmillion-Spende von Göring und dicken Beziehungen zu Kultur-Hinkel. Die Kommission sprach von pronazistischem Verhalten. Ida Wüst setzte eine grüne Brille auf und protestierte. Sie habe sogar Juden unterstützt.

Dann lag der „Völkische Beobachter“ vom 11. 4. 1934 auf dem Tisch. Darin war von Ida Wüst die Rede, „wie sie keiner kennt“: „Ich bin von ganzem Herzen Nationalsozialistin“. Das sei von der Reporterin dazu gedichtet worden, die Presse sei ja so, sagte Frau Wüst.

Von 1938 stammte ein Vierzeiler zum Anschluß Oesterreichs: „Der Welt zum Trutz, Großdeutschland zum Nutz“, uns allen zur Wehr, unserem Führer zur Ehr' Dein Ja.“ Ida Wüst hatte es unter ein Starfoto geschrieben. Etwas impertinent: „Ich bin nicht die einzige, die so etwas geschrieben hat. Sonst wären die Nazis nicht so fett geworden. Pech, daß man das bei mir entdeckt.“

Im übrigen gehöre sie zu den Verfolgten des Nazi-Regimes. Empört fuhr sie herum, als im Zuhörerraum gelacht wurde: „Sie dürfen nicht lachen!“

Sie bekam einmal anonyme Briefe und sah das als Verfolgung an. Die Kommission wünschte die Briefe zu sehen. Herr Kriehn suchte sie in den Aktenstößen, und ihre Harmlosigkeit stellte sich heraus.

Dann wurde es dramatisch. Stefanie Ruschin, eine Schauspieler, sagte ruhig aus: „Bei Walter Mehrings Mutter, meiner Gesangslehrerin, sah ich im Frühjahr 1933 einen Brief: „Sie dreckige Saujüdin. Sie wagen es, mir eine Rechnung zuzuschicken? Seien Sie froh, daß ich Sie nicht bei der Partei anzeige.“ Unterschrift: Ida Wüst.“

Mit beiden Händen wild in der Luft herumschüttelnd, fuhr die Appellantin von ihrem Sitz hoch, mit schrillum Schreikampf: „Nein, nein, nein, das ist ja nicht wahr, das ist gelogen!“ Mit Brachialgewalt und Riechfläschchen wurde sie beruhigt.

Pause. Einige Zuhörer wurden en passant verdonnert, weil sie sich mitem-



„Wie sie keiner kennt“
Ida Wüst, noch ohne Sonnenbrille

pört hatten: Bei der Vernehmung blieb Stefanie Ruschin fest.

Es war noch von Micklich die Rede, einem Gestapoagenten, mit dem Ida Wüst gut bekannt war. Sie schenkte ihm Oster Eier. „Er war so ein guter Mensch.“

Fast sieben Stunden dauerte die Verhandlung. Ida Wüsts Ratlosigkeit stieg. Dann verkündete man: „Antrag abgelehnt.“

„Wollen Sie Berufung?“ — „Natürlich“, fuhr sie heraus. Witzelnd schritt sie durch die Menge.